

Eine versäumte pronominale Möglichkeit – Das *Internationale Germanistenlexikon 1800-1950* heute

Christoph König

»Wären Sie denn völlig überrascht«, wollte Wulf Segebrecht im Dezember 2003 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* von Günter Grass wissen, »wenn man Ihnen heute eine Karteikarte vorlegen würde, aus der Ihre Parteizugehörigkeit hervorginge?«¹ Grass weicht aus und antwortet auf eine andere, nicht gestellte Frage, doch im Grunde gesteht er, indem er scheinbar revoziert: »Ich glaube, man konnte erst mit achtzehn überhaupt in die NSDAP eintreten ...«. Die Antwort ist falsch, denn damals war das Eintrittsalter schon abgesenkt worden, und Grass scheint es auch zu wissen, nicht nur wegen des »Ich glaube«, sondern weil sich im nächsten Absatz seine Aggression gegen alle die »Antifaschisten« nach 1945 wendet, die es eigentlich nicht waren. Man musste, so Grass sarkastisch, sich wundern, »wie sich Hitler an der Macht halten konnte«. Schon hier also der Tenor: Alle waren gleich, er selbst miteingeschlossen. Schon hier sein Stil, um – meist im Konjunktiv – nichts sagen zu müssen. Um die Kontrolle auch bei der Mitteilung der eigenen Mitgliedschaft bei der Waffen-SS zu behalten, publizierte Grass drei Jahre später seine Autobiografie *Beim Häuten der Zwiebel* (2006) und nutzt als literarisches Verfahren die Häme gegenüber jeder Form von Ethik.² Anlass für das Interview war die Aufregung um das von mir im Dezember 2003 herausgegebene *Internationale Germanistenlexikon 1800-1950*.³ Und die Publikation der Autobiografie ist eine der Wirkungen des

1 Wir waren keine Hellsäher. Ein Gespräch [von Wulf Segebrecht] mit Günter Grass, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 22.12.2003. Laut Auskunft des Bundesarchivs (02.11.2007) finden sich in der zu etwa 80 Prozent überlieferten NSDAP-Mitgliederkartei (vgl. Anm. 6) wie auch in den anderen Beständen und Sammlungen des ehemaligen Berlin Document Center (BDC) und jenen des sog. NS-Archivs des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR keine Unterlagen zu Günter Grass.

2 Vgl. Christoph König, *Häme als literarisches Verfahren. Günter Grass, Walter Jens und die Mühen des Erinnerens*, Göttingen 2008.

3 *Internationales Germanistenlexikon 1800-1950 (IGL)*, hrsg. und mit einer Einleitung von Christoph König, bearb. von Birgit Wägenbaur zusammen mit Andrea Frindt, Hanne Knickmann, Volker Michel, Angela Reinthal und Karla Rommel, drei Bde. mit CD-ROM, Berlin und New York 2003; zur Debatte vgl. Ulrich Wyss, Erstes Lesen

großen öffentlichen, medialen Streits um das Lexikon von November 2003 bis Februar 2004, der den Blick in Deutschland auf die vor 1945 jüngere, später sogenannte liberale Generation lenkte und veränderte.

Das *Internationale Germanistenlexikon 1800-1950* ist dabei, auch wenn man nur die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den Blick nimmt, alles andere als ein Lexikon der NS-Germanistik. 1514 Germanisten in allen historischen Ausprägungen der Profession (Professoren, Übersetzer, Kritiker, Lehrer und Dichter) sind darin vertreten. Sie kommen aus über vierzig, in der Mehrzahl nicht aus den deutschsprachigen Ländern. Zugleich ist das Fachverständnis, das dem Lexikon wissenschaftstheoretisch zugrunde liegt, umfassend. Von drei Faktoren, die einen Germanisten bei seiner Arbeit am Schreibtisch prägen, geht es aus: von dem wissenschaftlichen Anspruch, der Forschung also; von den persönlichen (und oft gänzlich kollektiven) Wertvorstellungen des Gelehrten, darunter auch die politischen Überzeugungen; und schließlich von den institutionellen, disziplinären Bedingungen der gelehrten Praxis, also gerade auch von den strategischen Interessen des Gelehrten, sich im Fach zu behaupten. Die Struktur der Artikel reflektiert diese drei Faktoren. Auch für die Auswahl spielen diese drei Faktoren eine zentrale Rolle. Der Begriff der Wissenschaftswirksamkeit, von dem die Auswahl ausging, integriert die Faktoren. So sind damit zum einen die wissenschaftliche Kompetenz und zum anderen auch (gemäß dem Stichwort der Wirksamkeit) die Macht und der Einfluss innerhalb der eigenen Institution gemeint. Die Werte können eine eigenständige Rolle spielen, für oder gegen die Institution. Sie können auch ein Motor der freieren Selbstbestimmung sein, auf die ich noch zu sprechen komme. Um die drei Faktoren angemessen zu berücksichtigen, werden die Daten, wie eben erwähnt, nach drei Hauptrubriken recherchiert und geordnet:

- Im Gang des *Lebens* bilden und entfalten sich kulturelle, religiöse und politische Vorstellungen (Faktor Werte).
- Die Laufbahn folgt der Logik wissenschaftlicher *Institutionen*. Natürlich gilt hier das Wissen, vor allem aber herrscht der Wille, sich durchzusetzen (Faktor Strategie).
- In den Publikationen, die dem *Wissensanspruch* allein Raum geben sollten (Faktor Forschung), mischen auch sachfremde Kalküle mit. Hier zeigen

im Lexikon. Eine kleine Chronik, in: *Geschichte der Germanistik. Mitteilungen* (2004), Heft 25/26, S. 15–19.

sich die Wechselwirkungen untereinander (und sie gelten auch für die anderen Faktoren).

Das Lexikon bildet die *summa* einer fachhistorischen Tradition in der Germanistik, die in den Sechzigerjahren begann und damals vor allem der Aufarbeitung der NS-Geschichte des Fachs galt und zur Gründung eines fachgeschichtlichen Forschungszentrums im Deutschen Literaturarchiv Marbach führte (1972). In weiterer Folge wurde der Anspruch der nun sich deutlicher institutionalisierenden Fachgeschichtsforschung – etwa in zahlreichen Einzelprojekten in Bielefeld, Hamburg, Berlin und natürlich Marbach – *allgemeiner*. Das Fach in seiner ganzen historischen Ausdehnung seit etwa 1800 und in seiner internationalen Rolle wurde zum Gegenstand; ebenso änderte sich die Methodik. Die Evolution der Methode lässt sich in wenigen Etappen skizzieren: Die Würdigung großer Männer hat eine Tradition von Anfang an; um 1968 setzt die Ideologiekritik ein, sie wird in den Achtzigerjahren von einer Funktionsgeschichte der Germanistik (mit vorwiegend institutionellem, transpersonalem Interesse) abgelöst, und die Funktionsgeschichte ihrerseits sieht sich herausgefordert von einer Kritischen Hermeneutik, welche die Wissenschaftskritik integriert.⁴ Sie geht von der Subjektivität im Sinn der individuellen Gestaltung durch die Gelehrten aus und fragt, ob das Fach, nur weil es sich (funktionell) erhält, auch schon funktioniert, das heißt seine Aufgaben erfüllt. Der Blick geht vom Gegenstand aus, der Literatur. Man kann so mit ihm solidarisch sein. Das *Internationale Germanistenlexikon* ist dieser kritischen Auffassung verpflichtet. Damit ändert sich der Blick auf die Biogramme, die das Lexikon enthält.

Das Verhältnis von allgemeinen Voraussetzungen und persönlicher Entscheidung tritt in den Vordergrund. Die Kategorien, die mit den benannten Informationen gefüllt sind, vertreten *Generalia*, nach denen der Einzelne sich bewegt (von den Parteien über die Universitäten bis zu den Medien). Das Buch abstrahiert zunächst. Und die Register und die Suchwege in der CD-ROM-Fassung stärken diesen Zug. Letztlich verkehrt sich daher die Sorge, die man üblicherweise an eine *biografisch* orientierte Fachgeschichtsdokumentation heranträgt, nämlich das Allgemeine könnte in einem biografischen Lexikon verlorengehen, geradezu in ihr Gegenteil. In der Lektüre des Lexikons drängt sich nämlich bald die Frage auf, wie ob all der Einrichtungen, die ein gelehrtes

⁴ Vgl. Christoph König, »O komm und geh«. *Skeptische Lektüren der »Sonette an Orpheus« von Rilke*, Göttingen 2014.

Leben prägen, ob der Ansprüche und Normen, mit denen die Institutionen an den Einzelnen herantreten, das Individuelle sich behauptet, das erst eine Biografie schafft, die diesen Namen verdient. Die Frage, die das Lexikon zuletzt stellt bzw. ermöglichen will, lautet: Ist der Charakter, die Subjektivität (verstanden im Sinn eines starken Eingreifens in die eigenen Voraussetzungen) dem Philologen nötig? Die Zugehörigkeit zur Institution, zur Forschungsstrategie, zur Wertegemeinschaft (um auf die drei Faktoren zurückzukommen) allein sagt oft noch wenig aus. Erst wie mit ihren Ansprüchen umgegangen wird, gibt den Ausschlag.

Als nun das *Internationale Germanistenlexikon 1800-1950* im Herbst 2003 erschien, fand es sich in einer paradoxen Lage. Die Germanisten jener Generation, welche die Fachgeschichte durch eine Kritik an der NS-Verstrickung ihrer akademischen Väter auf den Weg gebracht hatten und letztlich das Lexikon ermöglichten, stellten sich vehement gegen die Aufnahme politischer Informationen im allgemeinen und das »Dritte Reich« betreffender Auskünfte insbesondere. Denn die Generation von Professoren und Literaturkritikern, die wie Grass nach dem »Dritten Reich« liberale oder marxistische Positionen vertraten und die Verdrängung der NS-Vergangenheit geißelten, ohne indes von sich selbst zu sprechen, also von ihrer Nähe zum Nationalsozialismus, als sie jung waren, die nunmehr Achtzigjährigen, fanden sich oder ihre Peers mit Hinweisen auf NSDAP-Mitgliedschaften im Lexikon wieder.⁵

Natürlich war die öffentlich zur Schau getragene Überraschung von den Betroffenen gespielt. Fast zwei Jahre vor der Veröffentlichung des Lexikons hatten sie Gelegenheit erhalten, ihren Eintrag zur NSDAP-Mitgliedschaft zu kommentieren, zu ergänzen, genauer zu formulieren, so dass zuletzt alles mit aller Einverständnis erschien. Das spielte damals im Skandal eine Rolle. Wichtiger schienen mir damals aber schon die zwei Strategien, die sie *öffentlich* verfolgten und die, wenn man so will, zwei verschiedene Fachdisziplinen beschäftigten.

5 Das zeitliche Aufnahmekriterium, dass die erste Publikation (bzw. die Dissertation) bis 1950 vorzuliegen hatte, teilte die Generation, zu der auch die gehörten, die nach 1950 erstmals veröffentlichten, nun aber nicht aufgenommen wurden. Vertreter dieser Generation traten jedoch gegen die Veröffentlichung politischer Daten auf, ob sie nun aufgenommen waren oder nicht. Eberhard Lämmert (dessen erstes Buch 1955 erschien und der seinerzeit Präsident der Deutschen Schillergesellschaft war) drängte in diesem Zusammenhang noch kurz vor Drucklegung darauf, man möge alle bloßen Hinweise auf politische Mitgliedschaften aus dem Lexikon herausnehmen (was nicht geschah).

Zum Ersten ging es um die – in der Geschichtswissenschaft zu klärende – Frage, ob man ohne Wissen in die Partei aufgenommen werden konnte (was ein Gutachten des Bundesarchivs und ein anderes des Instituts für Zeitgeschichte in München, erstellt von Michael Buddrus, verneinten).⁶ Viele hielten an ihrer Lebenshaltung fest und bestritten, jemals in der NSDAP gewesen zu sein. Und zum Zweiten entgegnete man, dass dieses Lebensdatum für das spätere Lebenswerk keinerlei Aussagekraft besitze. Dieses zweite Argument ist für den Literaturwissenschaftler interessanter, denn es verlangt eine Antwort auf die Frage, wie es um das Verhältnis von Datum, Werk und Lebenskonstrukt, näherhin um die Konstruktion der Subjektivität bestellt ist. Die Grundlagen des Lexikons selbst sind davon betroffen.

Meine Frage an dieser Stelle heißt daher: Wenn der Sinn eines Datums (jedes Datums, und nicht nur jedes Datums im Lexikon) sich erst der Interpretation erschließt, und zwar einer Interpretation, die die Frage nach der Subjektivität in der Wissenschaft stellt – welche spezifische Funktion entfaltet das

6 Die Grundform des Eintrags lautete: »In der Mitgliederkartei der NSDAP verzeichnet (Datum des Eintrags); Anhaltspunkte für die Aushändigung der Mitgliedskarte, die konstitutiv für die Mitgliedschaft wäre (§ 3 Abs. 3 Satzung NSDAP), bestehen jedoch nicht; auch liegt ein unterzeichneter Antrag nicht vor.« Damit wird der besonderen Aufnahmeverfahren und der Quellenlage heute Rechnung getragen (vgl. Michael Buddrus, »War es möglich, ohne eigenes Zutun Mitglied der NSDAP zu werden?« Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin für das »Internationale Germanistenlexikon 1800-1950«, in: *Geschichte der Germanistik. Mitteilungen* (2003), Heft 23/24, S. 21–26): Die NSDAP setzte ohne Ausnahme einen persönlich unterschriebenen Antrag voraus: nach Prüfung des Antrags erfolgte der Eintrag in die Mitgliederkartei, doch die Mitgliedschaft selbst kam erst durch die Aushändigung des Parteibuchs an den Antragsteller zustande: der Akt der Aushändigung kann in den wenigsten Fällen aus den Archiven belegt werden. Dem gegenüber versichern einzelne der betroffenen Germanisten, von einem von ihnen gestellten Antrag nichts zu wissen. Jedenfalls kam es, so Buddrus, gerade bei jungen Antragstellern vor 1945 offensichtlich nicht mehr zur Aushändigung des Parteibuchs. Auch ruhte die Mitgliedschaft, solange jemand der Wehrmacht angehörte. So konnte man nach der Antragsstellung nie mehr von der Partei gehört haben. Auszuschließen ist nach Buddrus, dass Mitglieder der HJ oder des BDM ohne ihr Wissen und ohne ihre schriftliche Zustimmung »überführt« wurden. Um nicht die Dokumente allein sprechen zu lassen, verzeichnet das Lexikon einvernehmlich die Einsprüche Betroffener, die zum Zeitpunkt des Eintrags in der Regel achtzehn Jahre oder wenig älter waren, vor allem zwischen 1942 und 1944, als das Parteintrittsalter von ursprünglich 21 Jahren auf 18 und 1944 schließlich auf 17 herabgesenkt wurde. Vgl. ausführlicher König, *JGL*, S. XXVI f.

politische Datum für das Werk bzw. Œuvre eines Gelehrten? Für die Antwort erweist sich grundlegend, wie die Germanisten ihr Ich konstruieren. Die vorläufige Antwort lautet: Sie konstruieren ein Ich, das vor und nach 1945 mit sich identisch sein will. Die Form dieses »Ich« im Werk ist, wie sich zeigen wird, an die Institutionen »Öffentlichkeit«, »Literatur« und Universität gebunden, die oft genug einander ausschließen.

Grass erhob seine Stimme zugunsten von Walter Jens,⁷ Walter Höllerer,⁸ abgeschwächt auch für Hans Schwerte (bis 1945 Hans Ernst Schneider),⁹ und er vertrat das zweite Argument. Da er für viele sprach und es auch am weitesten sichtbar tat, komme ich wieder auf ihn zurück, auch geht es um meine »Subjektivität«. Grass' polemische Feuer findet allmählich seinen Gegenstand; davon zeugt das folgende Zitat:¹⁰

Wenn Herr König in der Tat Germanist ist, wie kommt er dazu zu sagen, Walter Höllerer und Walter Jens seien Germanisten gewesen während der Nazi-Zeit. Sie sind nicht einmal zum Studium gekommen! [Das ist noch nicht, was Grass sagen möchte; natürlich ist nicht nur Germanist, wer es schon in der NS-Zeit war. Vielmehr liegt Grass daran zu sagen: Ist man Germanist, dann zählt nur, was er als Germanist leistete. Und das gelte auch für die Literatur. In diesem Sinn heißt es weiter:] Walter Höllerer war im Jahr 1942 neunzehn Jahre alt. Er ist nach dem Krieg genau wie Walter Jens im Bereich der Literatur zu einer hervorragenden Person geworden – durch Leistung. [...] Wenn man über sie urteilt, dann muß man tolerieren und anerkennen, daß alle, die diesen Jahrgängen angehört haben, sofern sie's überlebt haben, die Chance hatten, etwas daraus zu machen. [...] Ich finde es einfach jämmerlich, wie man sich an ein paar dürre Fakten hält [...].

Im Zentrum steht also die Frage, wie ein Lebenswerk konstruiert wird, was zum Leben gehört und folglich Geltung hat. Jenseits des Lebens, fast extraterritorial – in dürren Fakten – liege die wie auch immer geartete Verstrickung. Nun bedenkt Grass zu Recht die Räume, in denen die – wie er sagt – »Leistung«

7 IGL, Bd. 2, S. 847–849 (Daniel Tobias Seger).

8 Ebd., S. 766–768 (Red.).

9 Ebd., Bd. 3, S. 1692–1694 (Red.).

10 Segebrecht/Grass (Anm. 1); der Eintrag über Jens in: IGL, Bd. 2, S. 847–849 (verfasst von Daniel Tobias Seger).

erbracht wurde. Grass sagt »Germanistik«, nimmt Einzelne aus der Disziplin heraus und ordnet sie der »Literatur« zu, und Grass selbst schafft als dritten Raum die Öffentlichkeit. Die Denkfiguren, die nötig sind, eine Identität über den Bruch von 1945 hinweg zu schaffen, hängen von diesen Räumen ab. Insofern ist Grass eine *porte parole* seiner Generation. Am Ende muss jedoch die Hauptfrage stehen: Inwiefern prägt die Vorstellung vom eigenen Leben die einzelnen Werke? In der Antwort auf diese Frage erhalten jene »dürren Fakten« einen persönlichen Sinn. Das wusste Grass, und daher schrieb er wohl seine Autobiografie.¹¹

Allen Betroffenen – Gelehrten, Kritikern und Schriftstellern – gemeinsam war und ist das Ideal einer in der Kontinuität der Zeit bewahrten persönlichen Identität, eines Ich, auf das hin die Erinnerungen orientiert sind. Das Ideal zwingt den Autor – ob Gelehrter oder Dichter – zu Argumentationsfiguren, die den Bruch von 1945 entwerten, ohne zugleich einer (auch gruppeninternen) Öffentlichkeit zu widersprechen, für die diese liberalen Intellektuellen selbst sorgen, und die sie ernst nehmen, denn in ihr messen sie auch den Erfolg. Man bedenke etwa, welche Rolle der Erfolg im *ZEIT*-Gespräch zwischen Grass und Martin Walser spielt.¹² Hans Peter Herrmann brachte das am 21. Februar 2004 in der *Frankfurter Rundschau* auf die knappe Formel: »Offenbar waren ihnen die Verlässlichkeit ihrer Erinnerungen und ihr Selbstbild als moralische Person wichtiger als die Einsicht ihres politischen Bewußtseins in eine historische Wahrheit, die sie auf sich selbst nicht anwenden wollten.«¹³

Das Neue nach 1945 setzte eine mehr oder weniger stilvolle Selbstentwertung voraus und veränderte das Gefüge von Ich, Du und Er. Es ging und geht um *eine pronominale Struktur*. Das alte, verführte Ich wird dem Betrachter seiner selbst fremd. Das ist meine Hypothese, um mich dem Nichtnennen der

11 Die Vermutung liegt nahe, dass Grass nach einer Form für seinen Willen, das letzte Wort zu behalten, damals in der Auseinandersetzung um Jens und andere im Winter 2003 zu suchen begann, und den Zeitpunkt für die Autobiografie für gekommen halten musste (Grass spricht im Sommer 2006 selbst öfters von einer Entscheidung drei Jahre zuvor).

12 Wer ein Jahr jünger ist, hat keine Ahnung. Ein *ZEIT*-Gespräch zwischen Martin Walser und Günter Grass, in: *Die Zeit*, Nr. 25, 14.06.2007.

13 Hans Peter Herrmann, Sorge um Ehre und Anstand. In den Rechtfertigungsbemühungen der unlängst bekannt gewordenen NSDAP-Mitgliedschaft bedeutender Germanisten dominiert die private Moral das historische Wissen, in: *Frankfurter Rundschau*, 21.02.2004.

NSDAP-Mitgliedschaften innerhalb eines produktiven und von ›Kritik‹ geprägten Forscherlebens verstehend zu nähern; meine beiden Protagonisten sind Karl Otto Conrady (geboren 1926) und Eberhard Lämmert (1924–2015).¹⁴ Bemerkenswert ist die disziplinäre Räume übergreifende Gemeinsamkeit mit Grass. Conradys Erinnerung, 1993 auf einer Tagung im Deutschen Literaturarchiv Marbach vorgetragen, ist charakteristisch, indes analytisch:¹⁵

Fast ein halbes Jahrhundert liegt nun zurück, was ich in der Zeit um 1945 erlebte, so weit, daß ich von dem Soldaten, der im Februar jenes Jahres 19 Jahre alt geworden war, gern in der distanzierenden, die kritische Beobachtung unterstützenden Er-Form spreche.

14 Lämmerts NSDAP-Mitgliedskarte, die im Bundesarchiv verwahrt wird, trägt die Nummer 9108650, der Zeitpunkt des Antrags ist vermerkt (09.05.1942) und die Karte trägt den Vermerk »Aufn.: 1. Sept. 1942«; für diese Karte gilt die in Anm. 6 zitierte und erläuterte Formulierung. Conrady hat mir eine Kopie seiner NSDAP-Mitgliedskarte selbst zur Verfügung gestellt; sie trägt die Nummer 9799266, der Zeitpunkt des Antrags ist der 22.01.1944 und der Aufnahmevermerk lautet: »Hamm/W. 20. April 1944«. Lämmert hat nie darüber gesprochen, nicht auf der Marbacher Tagung »Zeitenwechsel« (1993, vgl. Anm. 16), nicht in dem Interview aus dem Jahr 2003 (vgl. Anm. 24) und auch nicht in seinem ausführlichen Gespräch 2014 mit Petra Boden, Justus Fetscher und Ralf Schnell (ders., *Gesteine und Gedichte. Stationen eines wissenschaftlichen Lebensweges*, in: *Vielfacher Blick. Eberhard Lämmert zum 90. Geburtstag*, hrsg. von Ralf Schnell u. a., Siegen 2014, S. 11–79); in diesem letzten Interview gibt er sonst Auskünfte über Schulzeit, Studium (vor und nach 1945), Kriegserlebnisse und Nachkriegsgermanistik. Freilich werden ihm auch keine entsprechenden Fragen gestellt. Insgesamt dominiert auch hier für die Zeit damals das Motiv der umfänglichen Lektüre, die zu seiner Berufswahl geführt habe. Conrady hat seine NSDAP-Mitgliedschaft in einem von dem *IGL* geschaffenen Diskursraum genannt; in seinen Stellungnahmen zum Lexikon (*WDR 3*, 26.11.2003; *DIE ZEIT*, 04.12.2003; *Deutschlandradio*, 25.12.2003) erwähnt er die Mitgliedschaft so selbstverständlich wie spät, dabei die Verspätung selbstkritisch vermerkend. Er wehrt sich gegen die neue »Legende«, man sei ohne Wissen in die Partei »überführt« worden (beide Texte in: Ders., *Klärungsversuche. Essays zu Literatur und Zeitgeschehen*, München 2005, S. 166–173). – Vgl. meine Gedanken zum öffentlichen Sprechen in den im vorliegenden Band publizierten Gesprächsprotokollen, S. 274f. und 303f.

15 Karl Otto Conrady, Spuren einer Erinnerung an die Zeit um 1945 und an den Weg in die Germanistik, in: *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*, hrsg. von Wilfried Barner und Christoph König, Frankfurt am Main 1996, S. 404–410, hier 404.

Ein dialogisches Verhältnis, das zwischen einem Ich und einem Du entsteht, einem Du, welches das Ich somit nicht aus der Verantwortung entlässt, findet sich kaum, es wäre der seltene Gegenentwurf.

Vielmehr erhält nun das *Lesen* eine bestimmte Funktion. (Gibt es hier eine Entsprechung zum Hören?) Das Ich, das lesende Ich, das Ich, das vor 1945 las und das danach weiterhin gelesen hat, entgeht dem Er. Auf ihm ruht die Hoffnung der Erinnerung. Alle sprechen davon. »Ein Lesehunger war ausgebrochen, der alle frühere Leselust weit in den Schatten stellte« (Lämmert);¹⁶ »Unablässig und intensiv jedoch in diesen frühen Jahren einer persönlichen Neuorientierung nach 1945 die Beschäftigung mit Literatur und Musik; Schreibversuche und eigenes Musizieren; heimische Leseabende mit verteilten Rollen; Rückzug ins Private, in den immer auch gefühlig durchwärmten Raum der Innerlichkeit« (Conrady).¹⁷ Und auch Günter Grass redet im Topos:¹⁸

Ich sehe ihn lesen. Das, nur das tut er mit Ausdauer. Dabei stößt er beide Ohren mit den Zeigefingern zu, um in enger Wohnung gegen den fröhlichen Lärm der Schwester abgeschirmt zu sein. [...] Bücher waren ihm von früh an die fehlende Latte im Zaun, seine Schlupflöcher in andere Welten. Doch sehe ich ihn auch Grimassen schneiden, wenn er nichts tut, nur zwischen den Möbeln des Wohnzimmers rumsteht und dabei so abwesend zu sein scheint, daß die Mutter ihn anrufen muß: »Wo biste nu schon wieder? Was denkste dir jetzt wieder aus?«

Der produktiv lesende Jugendliche wird in der Erinnerung, ebenso spontan wie ephemere, wieder zum ›Ich‹, nicht ohne Spott weiterhin; Grass schreibt:¹⁹

Also begann der grimassierende Junge oder mein behauptetes, doch immer wieder im fiktionalen Gestrüpp verschwindendes Ich [hier ist es, Anm. d. Verf.] auf Anhieb

16 Eberhard Lämmert, Ein Weg ins Freie. Versuch eines Rückblicks auf die Germanistik vor und nach 1945, in: ebd., S. 411–417, hier 414.

17 Conrady, Spuren einer Erinnerung, S. 406. Vgl. auch Manfred Naumann, Biographische Kontinuität in der ›Stunde Null‹, in: Barner und König, *Zeitenwechsel*, S. 426–430, hier 426: »... eine schon in der Schulzeit beinahe lasterhaft ausgeprägte Neigung zum Lesen. Nichts war angenehmer und erholsamer, als sich nach dem Dienst im ›Jungvolk‹ aufs Kanapee zu legen und sich ins Reich der schönen Literatur zu begeben.«

18 Günter Grass, *Beim Häuten der Zwiebel*, Göttingen 2006, S. 37.

19 Ebd., S. 39.

und ungehemmt flüssig einen Roman zu schreiben, der – das ist sicher – unter dem Titel »Die Kaschuben« stand. Die waren mir immerhin verwandt.

Merkwürdigerweise spricht kaum einer davon, *wie* man las, als man las, oder man trennt den Modus von der Tatsache und reflektiert nicht den politischen Gehalt des Gelesenen, oder verteidigt diese Absenz.²⁰ Gerade darin zeigt sich die Funktion der Lektüererinnerung. Das Ich sollte rein geblieben sein. Was auf dem Spiel stand, zeigte sich in der Debatte um Jens: Erst der Skandal führte zum biografischen Schmerzpunkt, der in der Art und Weise der Lektüre bestand. In einem Interview mit Willi Winkler in der *Süddeutschen Zeitung* am 8. Dezember 2003 nannte Walter Jens eine bis dato unbekannte Rede mit dem Titel »Die Epik der Gegenwart« (1941 oder 1942), in der er den von ihm wenig später schon (1943) verehrten Thomas Mann als Vertreter der »Verfallsliteratur« charakterisiert: »... voll ungeheurer stilistischer Begabung, artistischer Sprache; aber nur der Intellekt in eisiger Kälte.«²¹ Hier machen sich nun die Unterschiede im Metier bemerkbar.

Lämmert, der zu den Sprechern der Germanisten 1966 auf dem Münchner Germanistentag gehörte, die offen von der NS-Verstrickung ihrer akademischen Lehrer sprachen, hat sich in seiner Vergangenheitspolitik (Norbert Frei) vom Theorem einer »strukturell bedingten Schizophrenie von Personen in Diktaturen«²² leiten lassen, und dabei die Schizophrenie auf seine Institution, die Universität bezogen. Das im Lesen bewahrte Ich hat also in der Universi-

tät den reinen Ort gefunden (eine Art innerer universitärer Emigration), der sich der nationalsozialistischen Politik entgegenstellen konnte. Nach 1945 berief man sich auf jenes zuvor verschüttete, dann möglicherweise korrumpierte, aber in der Wissenschaft gerettete Ich. Nun erhielt die solcherart konzipierte Personengeschichte methodische Valenz. Zum Lesen selbst, zum alten Ich, in den Schoß der Wissenschaft wollte man nach 1945 zurückkehren. Dort sagte indes niemand Ich, und die Art des früheren *privaten* Lesens blieb unreflektiert. Die methodische Seite dieses schützenden Schweigens war bei vielen eine Wahl (prä-)strukturalistischer Theorien, bei anderen eine ideologiekritische Position. Beides Mal entging man der Verpflichtung zu interpretieren, was bedeutet hätte, einen literarischen (nicht einen politischen, exoterischen) Sinn und die Bedingungen dessen Erkenntnis in den Mittelpunkt zu stellen. Hier treffen Haltung und Forschung in der Variante der Verweigerung, diesen Konnex anzuerkennen, zusammen. Doch: Die emphatische Lektüre, von der die damals junge Generation noch heute spricht, korrespondiert mit dem Schweigen ihrer akademischen Lehrer selbst über deren eigene Vergangenheit – einem Schweigen, das für jene (und weniger für die moderneren Schüler) in der damals weithin vertretenen, wenn auch nicht neuen Methode einer »werkimmanenten Interpretation« ihr Komplement fand. Werner Wögerbauer schreibt in seiner Analyse von Emil Staiger: »Die werkimmanente Interpretation gehört zu einer allgemeinen geistigen Haltung der Nachkriegszeit; der vom Totalitarismusschema geprägten Ideologie der Ideologielosigkeit.«²³ Von der politischen (und außerhalb der Exklusion als Jude meist unnötigen) Komplizität der Universität mit dem Nationalsozialismus vor 1945 sprach vorerst niemand. Das kam erst später Anfang der Sechzigerjahre, und die Aussicht, Reformen, die durch die Massenausbildung nötig wurden, wissenschaftspolitisch gegen die starren Lehrer samt ihrer NS-Geschichte (wie Benno von Wiese) durchzusetzen, wurde zu einem »Beweggrund für die politischen Konflikte«,²⁴ so Lämmert in dem Interview aus dem Jahr 2003. Die Universität sollte weiterhin den persönlichen

20 Vgl. etwa Lämmert, Anm. 24, S. 138.

21 Ich war lange Jahre angepasst. Walter Jens über seine völkische Jugend, »entartete Literatur« und die Frage seiner NSDAP-Mitgliedschaft, in: *Süddeutsche Zeitung*, 08.12.2003; Jens hielt die Rede »Die Epik der Gegenwart«, in der Zeitschrift *Der Kilimandscharo* erschienen, 1941/42; darüber erstmals: Götz Aly, Was wusste Walter Jens? Wahrscheinlich geschah seine Aufnahme in die NSDAP ohne eigene Kenntnis. Rekonstruktion einer akademischen Jugend, in: *Die Zeit*, Nr. 4, 15.01.2004; in seinem Beitrag zur Festschrift von Robert Minder (*Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker?*, Frankfurt am Main 1972, S. 111–115) lässt Jens seine kritische literarische Sozialisation 1937 mit der Lektüre der *Buddenbrooks* beginnen.

22 Eberhard Lämmert in einem Diskussionsbeitrag während des Symposions »Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«, Deutsches Literaturarchiv Marbach im Jahr 2002; vgl. *Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München vom 17.–22. Oktober 1966*, Berlin 1967 (darin E. Lämmert: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft?, S. 15–36).

23 Werner Wögerbauer, Emil Staiger (1908–1987), in: *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*, hrsg. von Christoph König, Hans-Harald Müller und Werner Röcke, Berlin / New York 2000, S. 239–249, hier 239.

24 Vgl. Petra Boden, Reformarbeit als Problemlösung. Sozialgeschichtliche und rezeptionstheoretische Forschungsansätze in der deutschen Literaturwissenschaft der 60er und 70er Jahre; eine Vorbemerkung und drei Interviews, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 28 (2003), Heft 1, S. 111–170, hier 142–148.

Rahmen bieten, weshalb der Streit um sie vor den Streit um die Person und ihre NS-Geschichte tritt. Vorerst, nach dem Zeitenwechsel, bürgte die Lektüre für die Konstruktion einer Lese-Ich-Kontinuität. Man wusste sich von der Universität geschützt, solange niemand auf den Missbrauch des schützenden Raums hinwies. Die Germanisten untersagten einander, in ihrer Institution *Ich* zu sagen. Ein Du hätte man allen wünschen mögen, das dem Ich replizierte und es zu verändern wusste. In diesem Mangel des Selbstgesprächs, in einer nicht genutzten pronominalen, also auch *literarischen* Möglichkeit liegt vielleicht das Scheitern ihres Versuchs begründet, die Dinge nicht zu benennen.